

Zweierlei Opfergang

Stolpersteine in
Luxemburg umstritten

Vor wenigen Tagen ist Gunter Demnig aus Serbien zurückgekehrt. Er hat dort, wie zuvor in 26 anderen Ländern, Stolpersteine für Opfer des Nationalsozialismus verlegt. Inzwischen gibt es 8000 Stück. Die Steine mit den Messingplatten, eingelassen in Bürgersteige, erinnern an frühere Bewohner angrenzender Häuser. Im Juli erschien ein wissenschaftlicher Band, der das jahrzehntelange Wirken Demnigs einordnet und in die Zukunft blickt, Titel: „Steine des Anstoßes“. Das war ungewollt prophetisch. Denn eine für den morgigen Sonntag geplante Stolpersteinverlegung in der kleinen luxemburgischen Gemeinde Junglinster macht die latent offene Grundfrage des dezentralen Mahnmals aktuell: Wer verdient einen Stein?

Demnigs Stiftung definiert Opfer auf ihrer Website als „Menschen, die in der Zeit des Nationalsozialismus verfolgt, ermordet, deportiert, vertrieben oder in den Suizid getrieben wurden“. Das umfasst nicht nur Juden, sondern laut Demnig „alle Opfergruppen“; im Gespräch mit dieser Zeitung erwähnt er Zwangsarbeiter und Deserteure. In Junglinster sollen nun aber, neben vier Stolpersteinen für jüdische Opfer, gleichzeitig elf Stolpersteine für Zwangsrekrutierte verlegt werden. Darunter versteht er junge Luxemburger, die während der deutschen Besatzung zwangswise unter anderem in die Wehrmacht eingezogen wurden.

Mil Lorang, der über die Zeit der deutschen Besatzung in Luxemburg publiziert hat, hält die Zwangsrekrutierten aber nicht für Opfer des Nationalsozialismus. Sie seien vielmehr Opfer eines Kriegsverbrechens gemäß der Haager Landkriegsordnung. Er verweist auf die Verordnung über die Wehrpflicht in Luxemburg vom August 1942, nach der Luxemburger Zwangsrekrutierte dieselbe Grundausbildung, denselben Lohn sowie ein Anrecht auf dieselben Beförderungen und Auszeichnungen genossen wie ihre reichsdeutschen Kameraden. Auch im deutsch-luxemburgischen Abkommen zur Wiedergutmachung und Versorgung der Kriegsopfer von 1959 wird zwischen „victimes du nazisme“ und „victimes de guerre“ differenziert.

Bernard Gottlieb ist Mitglied der jüdischen Gemeinde in Luxemburg und vertritt die Ansicht, dass mit der Verlegung von Stolpersteinen für Zwangsrekrutierte, identisch in Metall, Größe, Farbe und Design, ganz unterschiedliche Schicksale gleichgestellt würden. Das schaffe einen europäischen Präzedenzfall. Der frühere luxemburgische Diplomat Victor Weitzel rügt die Gleichsetzung der Opfergruppen als „Geschichtsrevisionismus“.

Differenzierter äußert sich die Historikerin Sonja Kmc von der Universität Luxemburg gegenüber dieser Zeitung. „Die Stolpersteine, die vor den Häusern der Menschen angebracht wurden, die als Juden deportiert und umgebracht wurden, verweisen nicht nur auf den Holocaust. Sie weisen auf das Alltagsleben davor, auf den Antisemitismus der Nachbarschaft oder ihre Gelämmtheit während der Verfolgungen. Die Zwangsrekrutierung führte im Gegenteil dazu zu heftigen Streiks und Protesten.“ Ein Monument in Form eines Leuchtturms im luxemburgischen Wiltz erinnere daran. Diese Symbolik sei „das genaue Gegenteil der Stolpersteine“.

Die umstrittene Stolpersteinverlegung begann als Schulprojekt im Lycée. Wie der Schulleiter Tom Nöber erläutert, konnten sich die Schüler so aktiv mit der Thematik des Nationalsozialismus befassen. Er verweist auf ein Komitee, das die Verlegung plante, unter Mitwirkung verschiedener Opferverbände sowie der Gemeinde. Die Sprecherin von Bildungsminister Claude Meisch teilt mit, Ziel sei es, der Einwohner zu gedenken, „die auf unterschiedliche Art und Weise und aus unterschiedlichen Gründen Opfer des Nationalsozialismus wurden, und an ihre Einzelschicksale zu erinnern“.

Der ehemalige Präsident des Consistoire Israélite de Luxemburg, Claude Marx, hatte im Juni an Demnig geschrieben und darauf verwiesen, dass Zwangsrekrutierte unfreiwillig Beihilfe zum Völkermord an den Juden geleistet haben könnten. Demnig fährt morgen trotzdem nach Junglinster. Für ihn sind die fünfzehn Personen, deren Namen in die Platten eingeschrieben sind, allesamt Opfer. Keiner der elf Zwangsrekrutierte kehrte heim. Acht sind gefallen, zwei in russischer Gefangenschaft umgekommen. Einer, Fränz Wehr, hatte sich der Einziehung entzogen, wurde am 14. Mai 1944 verhaftet, kam in ein Gefängnis nach Frankfurt am Main und wurde dort am 23. Mai 1944 erschossen. Er wurde 21 Jahre alt.

JOCHEN ZENTHÖFER

Endlich eine Frau auf Papier!

Pionierin der amerikanischen Moderne dank europäischer Vorbilder: Das Centre Pompidou in Paris zeigt eine Retrospektive der Malerin Georgia O'Keeffe.

Georgia O'Keeffe nimmt nicht nur mit ihrem Werk, sondern auch als Künstlerpersönlichkeit eine singuläre Position in der Moderne ein. Bis zu ihrem Tod 1986 mit fast hundert Jahren erlebte sie alle Kunstbewegungen des zwanzigsten Jahrhunderts, ohne je eine einzigen nahestehenden. Ihre suggestiven Blüten, oft als makrofotografische Ausschnitte gemalt, oder die kargen Landschaften Neu Mexikos mit Felsformationen wie pantheistische Naturkörper, dann wieder strenge, minimalistische Farmgebäude oder fast metaphysische New Yorker Bauten, die sich wie Menhire gen Himmel strecken, sind vornehmlich in der Figuration verankert. Bisweilen spielen sie mit den Grenzen zur Abstraktion.

Dass ihre Malerei die Darstellung gegebenfalls zur Auflösung treibt oder auf elementaren Linien und Formen reduziert, bleibt für O'Keeffe ein Ausdrucksmittel, kein programmatisches Ziel. Selbst wenn Gemälde den Namen „Abstraction“ tragen, wurzeln sie doch in einer spürbar sinnlichen Erfahrung des Realen. O'Keeffe ist eine Pionierin der amerikanischen Moderne, indem sie die in ihren jungen Jahren durchweg europäischen Vorbilder der Avantgarden aufnimmt und verarbeitet, ihre Malerei jedoch zutiefst mit ihrem inneren Seinsgefühl, das heißt auch: mit einer amerikanischen Identität prägt.

Die Rolle des für den Aufbruch der amerikanischen Moderne wohl bedeutendsten Fotografen und einflussreichen Galeristen Alfred Stieglitz für den Werdegang von Georgia O'Keeffe ist entscheidend, sie bildet den Auftakt der von Didier Ottinger ausgerichteten Ausstellung. Vom Jahr 1905 an zeigte Stieglitz in den Räumen seiner Galerie 291 in der

Obwohl O'Keeffe zu den bedeutendsten amerikanischen Malerinnen des zwanzigsten Jahrhunderts gehört – sie ist die erste weibliche Künstlerin, der es gelang, sich bei der Kritik, am Kunstmarkt und in den Museen durchzusetzen, und hat sogar einen Platz an der mythischen Tafel von Judy Chicagos „Dinner Party“ –, gab es lange Zeit kaum Gelegenheit, ihr Werk in Europa zu sehen. Der Großteil ihrer Arbeiten hängt in nordamerikanischen Sammlungen, von dort stammen auch die meisten Leihgaben für die Retrospektive im Centre Pompidou. Die europäischen Museen, die Werke O'Keffes besitzen, lassen sich an einer Hand abzählen, darunter das Lenbachhaus in München. Im vergangenen Jahrzehnt richteten endlich die Münchner Kunsthalle (2012) und dann die Londoner Tate Modern gemeinsam mit dem Kunstmuseum in Wien (2016/2017) Retrospektiven aus. In Frankreich gab es bislang nur eine thematische Schau, die im Jahr 2015 den Einfluss der Fotografie auf O'Keffes Werk unter die Lupe nahm.

Die Rolle des für den Aufbruch der amerikanischen Moderne wohl bedeutendsten Fotografen und einflussreichen Galeristen Alfred Stieglitz für den Werdegang von Georgia O'Keeffe ist entscheidend, sie bildet den Auftakt der von Didier Ottinger ausgerichteten Ausstellung. Vom Jahr 1905 an zeigte Stieglitz in den Räumen seiner Galerie 291 in der

Fifth Avenue als Erster und lange Zeit Einziger die Künstler der europäischen Moderne. Er stellte die erotischen Aktzeichnungen Auguste Rodins aus, dann Paul Cézanne („der Vater von uns allen“, wie Picasso sagte) und Henri Matisse, später Picasso, Picabia und Brancusi. Georgia O'Keeffe besuchte die Galerie zum ersten Mal 1908. In den folgenden Jahren ging sie gewissermaßen durch die stieglitzsche Ausstellungsschule. Vor allem entdeckte sie in der Galerie 291 das Werk von Wassily Kandinsky und las enthusiastisch dessen gerade erschienene Schrift „Über das Geistige in der Kunst“. Die junge Amerikanerin empfand eine tiefe Verwandtschaft mit der Ästhetik des russischen Malers, seinem Spiritualismus und Naturalismus, die in der Tradition der deutschen Romantik gründeten. Wie Kandinsky, für den zwei Wege in die Moderne führen – „Matisse – Farbe, Picasso – Form“ –, entschied sich O'Keeffe gegen den Formalismus der analytischen Reflexion und für das Prinzip einer inneren Notwendigkeit, einer spirituellen, aber durchaus farblich vibrierenden, aus der Empfindung entspringenden Auffassung von Malerei.

Als im Jahr 1916 eine befreundete Künstlerin Stieglitz eine Reihe von vornehmlich abstrakten Kohlezeichnungen O'Keffes zukommen ließ, soll der Galerist ausgerufen haben: „Endlich eine Frau

auf Papier!“ Er stellte die Arbeiten sofort aus. Als sich die beiden einige Zeit später persönlich begegneten, trifft sie ein veritable Coup de Foudre, der zum Anfang einer künstlerisch extrem fruchtbaren Liebesbeziehung (und Ehe) wird. Die Inspiration funktioniert gegenseitig. Die mehr als dreihundert Aktfotografien, die Stieglitz fasziniert von seiner Geliebten machen, reduzieren O'Keeffe keineswegs zum erotischen Modell. Im Gegenteil, sie tragen, selbstbewusst feminin, zu ihrem wachsenden Ruhm bei. Vom Jahr 1918 an zeigte die Galerie jedes Jahr ihre neuesten Werke, die Stieglitz geschickt vermarkte. Die sinnliche, sexuelle Dimension ihrer berühmten Blütenbilder wie „Jack-in-the-Pulpit“ oder „Jimson Weed/White Flower“, mit suggestiven Close-ups in die Blütenstände, aber auch in Gemälden wie „Abstraction White“ oder „Black abstraction“ mit Falten, Spalten und samtigen Rundungen, muss als Resonanz der intensiven Beziehung erscheinen.

Die Retrospektive mit etwa hundert Gemälden und Zeichnungen führt in einem offen gestalteten Parcours chronologisch durch O'Keffes Werk. In den Zwanzigerjahren lebte sie zwischen New York und einer Farm am Lake George.

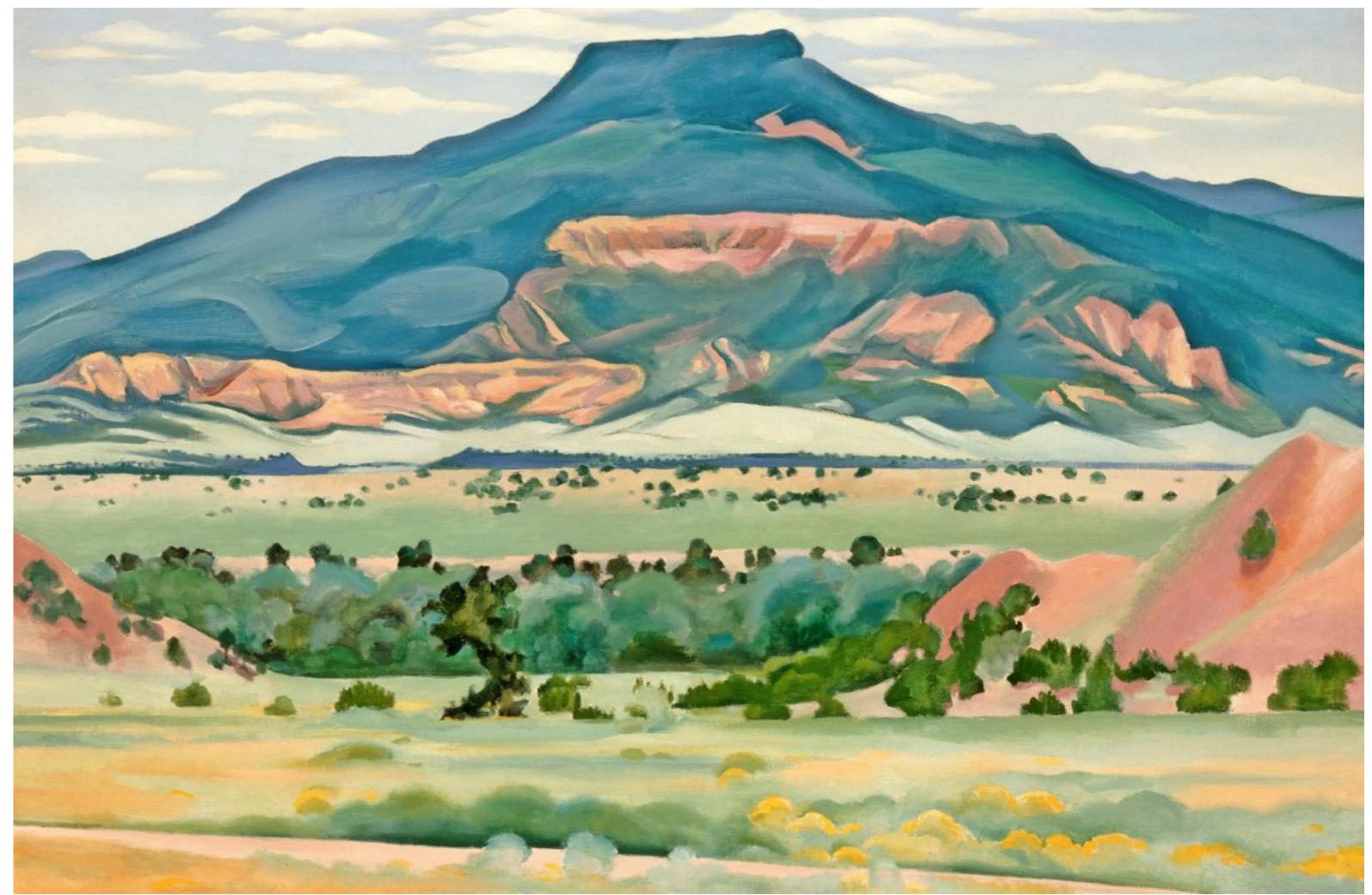
Dort entstanden die Stadtansichten mit Kuhherden, die sich wie beseeltes Gestein einem Nachthimmel als transzendentaler Dimension entgegenstrecken.

cken, dann in sich ruhende Landschaften und Scheunen, denen nichts zu mangeln scheint – schon gar nicht der Mensch. Auf den Spuren des englischen Schriftstellers D. H. Lawrence entdeckte die Malerin Neu-Mexiko. Wie in der spirituell geladenen, erotisierten Natur seiner Romane findet O'Keeffe in den kargen Felsformationen der Wüstengebiete bei Santa Fe eine Gegend, in der sie sich wie nirgendwo zuvor zu Hause fühlt.

Nach Stieglitz' Tod kaufte sie bei Abiquiu eine Ranch, deren schwarze Eingangstür – wie eine Pforte zu einem anderen Sein – zum Thema einer fast abstrakten, minimalistischen Gemäldeserie wird. Berge, Hügel und Täler beleben sich unter ihrem Pinsel zu geologischen Körpern: Am erstaunlichsten ist das kleine Gemälde „Black Hills with Cedar“, das, 1941 gemalt, eine erotische Landschaft zeigt, die an Courbets „Ursprung der Welt“ erinnert. „Wenn ich an den Tod denke“, schreibt Georgia O'Keeffe, „bedauere ich ihn, dass ich diese schöne Landschaft nicht mehr betrachten können – es sei denn, die Indianer haben recht, und mein Geist wird dann noch hier umhergehen.“

BETTINA WOHLFARTH

Georgia O'Keeffe. Centre Pompidou, bis zum 6. Dezember 2021, danach vom 23. Januar bis zum 22. Mai 2022 in der Fondation Beyeler in Basel. Der französische Katalog kostet 42 Euro.



Atemzüge eines Sommers: Georgia O'Keeffe's „My Front Yard, Summer, 1941“

Foto Georgia O'Keeffe Museum, Santa Fe

Zu wahr, um schön zu sein

Uraufführung beim Musikfest Berlin: Das neue Klavierkonzert von Rebecca Saunders als illusionsloser Kommentar zur Zeit

Es ist oft ein Qualitätsmerkmal, wenn sich in den – nicht mehr periodisch-thematisch organisierten – Klanglandschaften neuer Musik das Vergehen der Zeit leichtfüßig und fast unmerkbar vollzieht. Ganz so wie in Rebecca Saunders' acht Jahre alter Komposition „Void“: Nachdem das Lucerne Festival Contemporary Orchestra mit seinem Dirigenten Enno Poppe und die beiden Schlagzeuger Christian Dierstein und Dirk Rothbrust mit ihrem so putzigmäklichen wie futuristisch-innovativen, von ihnen mit inbrünstig geneigter Zärtlichkeit bearbeiteten Instrumentarium nach prächtig absolvierter Arbeit ans Ende gekommen waren, hatte man über zwanzig Minuten wie im Fluge hinter sich gebracht. Diese Klangwanderung durch die gehörte perkussive Feingewebe, ummantelt von und kommunizierend mit einem durchaus kräftig besetzten, aber immer in feinsten Diskretion eingesetzten Orchester, war eine Expedition, die nicht nur neues Hören lehrte, sondern auch genau rechtzeitig endete, die Abnutzungerscheinungen drohten.

Bei dem fünf Tage vorher in Luzern uraufgeführten Klavierkonzert der Komponistin, das nun zum Musikfest Berlin

kam, waren die Verhältnisse anders: Es gab etliche Stellen, bei denen man sich durchaus folgerichtige Schlusspunkte hätte vorstellen können, ohne sich dabei sozusagen von der Künstlerin geprellt fühlen zu müssen. Aber dann ging es doch weiter, wieder und wieder und noch

Morgen im Bücher-Podcast



faz.net/buecher-podcast

einmal: nach dem Epilog ein Epi-Epilog und dann vielleicht noch ein Nachwort samt ein paar Fußnoten. Was natürlich bei einer Komponistin von der Erfahrung Saunders' keine Un- oder Zufälle sind, sondern die – gewiss auch verstörende – Konsequenz einer Zeit- und Seesenschau, die wohl ziemlich viel Beden-

liches in der Art findet, wie wir heute miteinander kommunizieren und umgehen. Der Titel des Konzerts, „to an utterance“, weist auf eine Art der Entäußerung, die weder mit sich selbst noch der Welt richtig fertig wird, ein Drama des fragmentierten Hin- und Hergeworfeins zwischen immer neuen und immer anders vergleichbaren Ansetzen.

Das ist bereits so, wenn der konditionell bewundernswerte und sein Instrument bei aller Resolutheit oft auch mit lauschend-verhaltener, zurückgedämmter Anspannung traktierte Solist Nicolas Hodges das Stück mit nervös aufzuklemmend und sich gleich wieder zurückziehenden, gleichsam nach allen Seiten schnüffelnden und sichernden Gesten beginnt. Später gibt es Solopassagen, wo rasende Glissandi und Unterarm-Cluster über die ganze Tastatur bei durchgedrücktem Pedal zu gleichsam toxischen Klangwolken werden, zusammenprallend mit in der Sache oft gegenstürzenden, aber in der Technik verwandten Passagen des Orchesters, dessen zerstückernd dreinhauende Perkussionsblöcke und schmierige Streicher- oder Posauenglissandi wie das düstere, fallweise ganz schnell tödlich zustoßende und wütende Luft-Viehzeug eines Max Ernst durch den Raum kreisen.

Der „Austausch“ der Akteure vollzieht sich hier gleichermaßen brutal wie hermetisch. Erfahrungsgemäß haben gerade Echoblasen – anders, als es die freundliche Metapher nahelegt – besonders harte Wände. Und vielleicht steht einer, der – wie hier der Solist – unentwegt in ihren toten Raum hineingrabscht, brüllt und speichelt, wo er in höhnischer Verzerrung immer wieder nur sich selbst begegnet, dabei schon bis zu den Knien in den eigenen Exkrementen: Eine solche Ansicht aktueller Kommunikation ist dann doch zu wahr, um noch nach Schönheit suchen zu können. Eher vielleicht nach Resten von Hoffnung, denn ganz so schwarz wollte es die Künstlerin letztlich wohl doch nicht, und das Stück endet am definitiven Schluss nach all den angeätzten überraschend leise und breit.

Wobei man immer noch nicht weiß, ob hier nun weise Resignation oder doch nicht nur pure Erschöpfung spricht; so

gibt es die Komponistin ihren Hörern als Denkaufgabe mit auf dem Heimweg.

In diesem Falle ganz wörtlich, denn das Konzert stand als Finale eines Programms, das zwischen Saunders' Stücke op. 21 und dessen Variationen op. 30 gesetzt hatte – Stücke, die Saunders bewundert und die vorab jene streng aus-

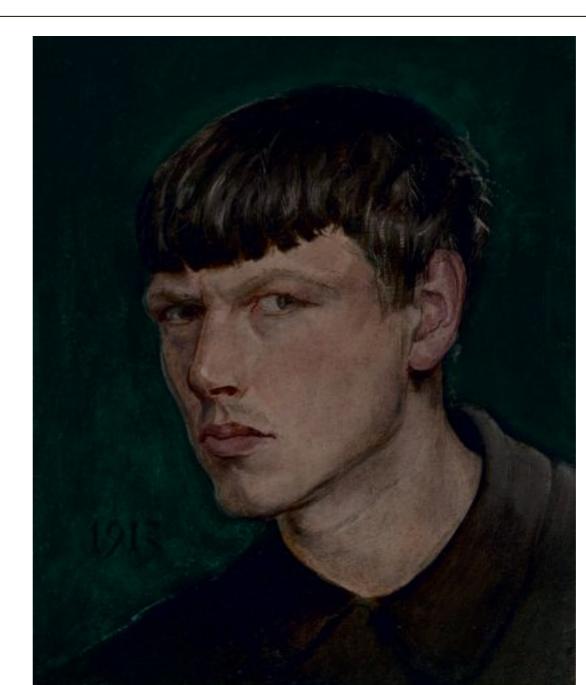
komponierte Stille setzten, die sich bei Saunders erst in den allerletzten Takten des Konzerts auf dem Heimweg.

In diesem Falle ganz wörtlich, denn das Konzert stand als Finale eines Programms, das zwischen Saunders' Stücke op. 21 und dessen Variationen op. 30 gesetzt hatte – Stücke, die Saunders bewundert und die vorab jene streng aus-



Nicolas Hodges und das Lucerne Festival Orchestra unter Enno Poppe Foto Adam Janisch

Otto Dix - Selbstbildnis * 1915, Öl auf Papier auf Pappe, 56 x 30 cm, © VG Bild-Kunst, Bonn 2020/000-200-000



Kunst erfolgreich versteigern

Einlieferung zu unseren Winterauktionen

Expertentag in München am 15. September
Türkenstraße 104 · 80799 München · +49 89 22 76 32/33
muenchen@grisebach.com · www.grisebach.com

35
GRISEBACH